

Von Beckett bis Vaudeville

Das Hamburger Thalia Theater ging mit Beckett in die neue Saison; das Schauspielhaus eröffnete mit Tschechows „Drei Schwestern“; am Ernst Deutsch Theater kam Lorcas „Bluthochzeit“ zur Premiere, und das Altonaer Theater bot Georges Feydeaus „Die Katze im Sack“.

RUTH BENDER

Man ließ es ruhig angehen zum Spielzeitauftritt in Hamburg. Den größten Knaller setzte vorerst einer, der eigentlich gar nicht mitspielt und auch künftig nicht mitspielen wird. Bochums Intendant Matthias Hartmann, von Kultursenatorin Dana Horáková schon als Nachfolger für den von ihr ungeliebten Tom Stromberg am Deutschen Schauspielhaus vereinbart, entschied sich dann doch für Zürich. Derweil proklamiert die Stromberg-Crew unter der Parole „Noch 2 Jahre Wahnsinn!“ selbstbewusst die Fortsetzung der eingeschlagenen Richtung und bescherte den Hamburgern mit Tschechows „Drei Schwestern“ den ersten großen Theaterabend der Saison.

Ein gnadenloses Endzeitstück hat Hausregisseur Jan Bosse inszeniert. Eine Welt des bewegten Stillstands, die Bühnenbildner Stéphane Laimé vorsichtshalber gleich im Container konserviert hat. Bis zum Schluss wachsen vier davon drohend in den Bühnenhimmel, die oberen Stockwerke wie eben noch bewohnt: das Eingemachte vergangener Jahre. Darunter gibt es allerlei vorgeblichen Aktionismus. Die Herren vom Militär posen und palavern in schicken Jeans-Uniformen und haben auch keine Fahrkarte in ein anderes Leben dabei. Traugott Buhres Tschebutjkin verglüht als früher Nachrichtenjunkie. Und vor allem Olga kann gar nicht anders als ewig Zappeln und Plappern, Geschenke herbeitragen, Familie und Chöre dirigieren – alles im Dienste einer folgenlosen Beschäftigungstherapie.

Was etwa in der Darstellung von Wiebke Puls Sinn macht, verläuft sich allerdings immer mal wieder in überflüssigen Kalauern und vor sich hin nudeln-

dem Slapstick. Dann spielen sie Posse, als sei Bosse die düstere Beklemmung des Szenarios selbst unheimlich geworden. Trotzdem sieht man hier, auch dank der sehr direkten Neuübersetzung Alexander Nitzbergs, eine Gesellschaft, in der allesamt längst den Boden unter den Füßen verloren haben, ohne sich vom Boden zu lösen. Sie trudeln umeinander wie ferne Planeten in einer Schneekugel; und auch wenn man sich gegen die Langeweile Liebesgeständnisse macht wie Mascha und Werschinin – im Grunde will hier keiner was vom andern. Erst mal müssten sie sich selbst finden. So wie Natascha, die fiese Schwägerin, die Christiane von Poelnitz zwischen Blümchen und Hexe zum brandstiftenden Monster ausspielt. Wenn so das andere Leben aussieht, dann will es nicht mal Irina. Aber Maja Schöne malt sie so schön mutwillig, traurig und hellsehtig, dass man ihr genau das wünscht: Ein wirkliches Leben.

Während dieser Traum mitsamt Tschechows lethargischer Gesellschaft am Ende beinahe geräuschlos implodiert, steuert Federico Garcia Lorcas „Bluthochzeit“ unweigerlich in die Explosion. Am Ernst-Deutsch-Theater, wo Adelheid Mütter das Stück um Ehre und Leidenschaft inszeniert hat, geschieht auch diese leise. Bühnenbildner Kazuo Katase hat zwei schlichte weiße Wände auf die Bühne gebaut; gefährlich spitz aufeinander zulau-fend treiben sie die Dorfgemeinschaft gleich zu Beginn in die Enge. Darin hat Adelheid Mütter archaische Bilder choreographiert und zum strengen Reigen geordnet, kühl, karg und präzise, mit Abstand vom unglaublichen Pathos. Wie ein fortlaufender Tanz rei-hen sich die Szenen, flirren ineinander



Foto links: Joachim Hiltmann, Foto rechts: Silke Meyer

wie Gegenwart und Vergangenheit, zusätzlich stilisiert durch die elegischen Lieder, die Mario Ramos mit spanischer Allüre intoniert.

Dreh- und Angelpunkt in dieser konsequent zur Parabel konzentrierten Inszenierung aber ist die Mutter mit ihren bösen Ahnungen, und um sie herum treten die Akteure in den Bühnenraum wie fahle Erinnerungsbilder. Vielleicht ist es da nur folgerichtig, dass auch die übrigen Schauspieler – vor allem der brave „Bräutigam“ Matthias Panel und Dirk Plönissens Vorabendserien-Macho – blasser bleiben als die Hauptfigur: Nicole Heesters bewegt als starke, stolze und verletzte Mater Dolorosa, ist kalt und heiß zugleich und zeigt, wie eine innerlich verbrennt, weil sie weder in der Rache noch in der Klage Erlösung findet.

Als wäre es nicht genug dieser in Brand gesetzten Familienbanden, bringt auch das Altonaer Theater noch eine auf die Bühne. „Die Katze im Sack“ gehört eindeutig zur komischen Sorte, aber auch Georges Feydeau kann weh tun, wenn man ihn nur richtig zwirbelt. Thilo Voggenreiter hat das leider nicht getan. Das Spiel um Monsieur Pacarel, der



das nötige Kleingeld besitzt, sich als Mäzen aufzuspielen und einen Tenor zu leisten, der dann besser hüstelt als singt, will partout nicht in Gang kommen. Dabei lässt die freie schiefe Ebene, die Bühnenbildner Lars Peter gebaut hat, allen Raum fürs flotte Verwirrspiel. Aber dann haken Auf- und Abgänge, und auch Edgar Bessen, dessen bevorstehender 70. Geburtstag mit der Inszenierung geehrt wird, kriegt in der Titelrolle nur allmählich den Dreh aus der Behäbigkeit. Für etwas Drive sorgen Maïke Harten und die vom Ohnsorg-Theater ausgeliehene Herma Koehn als verhinderte Fremdgängerinnen.

Soweit so solide also, in der Auswahl der Stücke hat man in Hamburg auf bewährtes Repertoire gesetzt. Im Thalia Theater wagte man derweil schon mal das Experiment, zunächst in der Gaußstraße. Theater muss ja nicht immer Geschichten erzählen, das sieht man daran, wie Dimiter Gotscheff Becketts rätselhaftes Prosastück „Der Verwaiser“ mit Hilfe von sechs Schauspielern und eines Musikers in einen inspirierenden Theaterabend verwandelt. Im vom Publikum umkränzten Ring (Bühne: Thomas Goerge) spielen sie mit Sätzen und Sentenzen, singen,

parlieren, rezitieren. Und nie ist sicher, ob sie nun einen Zugang suchen zu dieser seltsamen Vision einer geschlossenen, in einem Zylinder angesiedelten Gesellschaft, in der es „Sucher“ gibt nach einem Ausweg, und andere, die im Zylinder etwas wie Gewissheit gefunden haben, während „draußen“ nichts als Rätsel warten. Oder ob sie es nur vorgeben.

Zwischen Welt und Spiel befinden sich die Schauspieler ganz auf der Ebene des Textes. Auch der gibt immer wieder vor, ein anderer zu sein: Wissenschaftlicher Aufsatz, Behördensatzung oder Soziologie-Referat. Gotscheff und seine Akteure lassen auch das offen, verschleiern das Spiel unter einer komischen Verwunderung gegenüber Becketts Text, in dem Dantes „Göttliche Komödie“ aufscheint und Becketts ganzes Universum, einer respektvollen Distanz, die der Rätselhaftigkeit der Worte ihr Geheimnis lässt. Ein bunter Abend der Vergeblichkeit, der nichts Erschreckendes hat, auch keine Sehnsucht, nur den stillen Trost der Beharrung. Ein wundersames Vergnügen und die Kehrseite des Stillstands, in dem Tschechows „Schwestern“ verloren sind.

1 | Jörg Pose in Dimiter Gotscheffs Beckett-Inszenierung „Nacht und Träume“ am Hamburger Thalia Theater.

2 | Nicole Heesters und Matthias Panel in Adelheid Mütters Inszenierung von Lorcas „Bluthochzeit“ am Ernst Deutsch Theater.

3 | Myriam Schröder, Traugott Buhre, Maja Schöne, Samuel Weiss, Thomas Lawinky und Wiebke Puls in Jan Bosses Inszenierung der „Drei Schwestern“.

